Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Landbote. 1849-1934
1852

91 (31.7.1852) Beilage zum Landboten

Visual Library

Die Nachrichten aus Algier lauten für die dortigen Armeeoperationen günstig. Die rebellischen Stämme sind überall nicht nur besiegt, sondern auch und mitunter sehr hart gezüchtigt. Am 13. überraschte der General Mac Mahon einen Theil der in der Auswanderung begriffenen Hannencha, tödtete ihnen 3- bis 400 Mann und nahm ihnen 1200 Zelte und alle Viehheerden weg. Der Widerstand konnte nicht groß sein, denn die Armee verlor nur 4 Mann.

Wie Gott den Meineid straft.

Eine wahre Geschichte aus der ältern Zeit.

(Aus dem Bad. Stadt- und Landboten.)

Das schönste Bauerngut in dem Oertchen Buchenzell gehörte seit undenklichen Zeiten den Rabenbauern, bei welchen es immer vom Vater auf den Sohn überging; der leichtsinnigste darunter war unstreitig der Rabenbauer, von dem diese Geschichte erzählt, Jakob zum Vornamen. Er war von Natur aus gerade keiner der schlechtesten Menschen, sondern in vielen Stücken tüchtig und brav zu nennen, aber er war durch einen Taugenichts vom benachbarten Weiler, den er sich schon in seinen ledigen Tagen zum Kameraden erwählt hatte, verdorben worden, und konnte nicht mehr von ihm lassen. Sonst war er ein fleißiger Bauernbursche, und sein Vater, der alte Rabenstoffel, gab nicht alle Hoffnung auf, daß noch etwas aus ihm werden könnte.

„Wenn ich ihm einmal das Gut übergebe", pflegte er zu sagen, „so gebe ich ihm ein Weib dazu, die ihn unter dem Pantoffel halten kann, dann wird er schon zahm werden."

Der Jakob bekümmerte sich wenig darum, was sein Vater sagte, und lebte so in den Tag hinein. Die Zeit kam, wo der alte Rabenbauer seinem Geschäfte nicht mehr nachkommen konnte, und der Jakob das Gut übernehmen sollte. Die Sache wurde abgemacht, und der Alte sagte am Ende der Verhandlung:

„Ein rechter Bauer muß auch eine rechte Bäurin haben."

„Ist noch allweil so gewesen", erwiderte Jakob.

„Was meinst zu des Eckbauern Mariann?"

„Ho, ich hab' gerade nichts dagegen, wenn's doch einmal geheirathet sein muß."

„Nun, so nimm des Eckbauern Mariann, 's ist ein Mädchen, so gut wie jede Andre, und die einzige Tochter; so kommen doch unsere zwei Gütlein mit der Zeit zusammen, denn abkaufen kann man dem Eckbauern nichts, er ist ein Narr mit seinem Gütlein."

Am folgenden Tag wurden die nöthigen Unterhandlungen mit dem Eckbauern gepflogen und vier Wochen darauf war die Hochzeit; ein Jahr später starb der alte Rabenstoffel, und drei Monate hernach war die Mariann schon wieder bei ihrem Vater, dem Eckbauern, denn sie hatte es bei ihrem Manne nicht mehr aushalten können, so grob war er gegen sie geworden. Auch ihr Kind, ein Mädchen von vier Monaten, hatte sie mitgenommen. Aber dem Eckbauern gefiel dieser Umzug nicht sehr, obwohl er seine Tochter lieb hatte; er hielt noch viel auf die heilige Schrift, welche dem Weibe befiehlt, alles zu verlassen und dem Manne anzuhängen.

Auf vieles Zureden ging Mariann wieder zu ihrem Manne, der sie nicht gerade am freundlichsten aufnahm. Sie hausten noch anderthalb Jahre fort wie ein paar störrige Ochsen, die man in in Doppeljoch spannt; allein Jedermann konnte sehen, daß der Hausfriede, welcher von Zeit zu Zeit eintrat, nur ein Waffenstillstand war, auf welchen der Krieg bald wieder von Neuem anfing. Die meiste Schuld an diesen unseligen Verhältnissen trug des Rabenbauern Jugendfreund und jetziger Hausfreud, der Lättleshannes, von Hasenweiler, ein großer Schlingel von Klein auf, verhaßt in der ganzen Umgegend wegen seiner Untugenden und Gottlosigkeit.

Endlich im Winter des zweiten Jahres starb die Rabenbäuerin am Magenweh. Sie hatte dem Doktor, den man endlich aus der Stadt hatte holen lassen, als die Krankheit mehr als bedenklich geworden war, gesagt, daß sie bei einem Fall gerade auf den Magen gefallen, ohnmächtig geworden und seitdem kränklich sei. Der Doktor bildete sich aber wohl ein, was für Bewandtniß es mit dem Fall auf den Magen haben würde. Er meinte eben bei sich, die Bäuerin müßte auf eine recht derbe Faust gefallen sein, oder die Faust auf sie — allein helfen konnte er nicht mehr.

Der Rabenbauer stellte sich sehr betrübt über den Tod seines Weibes, und ihr Vater, der Eckbauer, war wirklich betrübt. Er hatte nun kein Kind mehr, den Rabenbauern konnte er nicht leiden, und da nahm er denn nach einiger Zeit einen zwölfjährigen Knaben zu sich, den Sohn seiner Stiefmutter, an dem er viel Freude erlebte. Der Junge war aber auch ein braver Bursche und wäre für seinen neuen Vater — sein leiblicher war ihm schon vor sechs Jahren gestorben — durch's Feuer gegangen. Er that alles, was dem Eckbauern Freude machen konnte; je mehr er aber in dessen Gunst stieg, desto verhaßter wurde er dem Rabenbauern, obwohl er sich alle Mühe gab, dem Vetter zu gefallen.

So vergingen mehrere Jahre; die kleine Verone, des Rabenbauern Tochter, wurde ein dickbackiges Mädchen, und Hansjörg, des Eckbauern Pflegsohn, wuchs zu einem wackern Bauernburschen heran. Die Liebe seines Pflegvaters für ihn vermehrte sich in demselben Maße, wie der Neid und Haß des Rabenbauern. Dieser erlaubte sich oft grobe Aeußerungen gegen ihn, und ließ es nirgends, wo er ihm beikommen konnte, an Mißhandlungen fehlen. Aber der Eckbauer wußte seinen Liebling zu trösten: „Sieh, Hansjörg!" sagte er einst zu ihm, indem er eine große Schachtel von der Himmelbettlade herabnahm, „sieh, da habe ich für dich gesorgt; da drinnen ist mein Testament, und du mußt Eckbauer werden, wann ich einmal die Augen zugedrückt habe. Ich kann dir zwar nicht alles vermachen, denn der Rabenbauer ist halt doch mein Schwiegersohn und seine Verone meiner Tochter Kind; aber sieh, da kommt es nur auf dich an, mein ganzes Anwesen zusammen zu kriegen. Die Verone wird wohl mannbar, bis es so weit kommt — denn ich hoffe noch etliche Jährlein zu leben — sie hat ein gutes Herz — wann du sie dann zum Weib nimmst, so — — — Du verstehst mich schon." Und der Eckbauer that das Testament wieder zu den übrigen Papieren in die Schachtel und stellte diese wieder an ihren alten Platz auf den hölzernen Himmel.

Der Eckbauer hatte sich aber verrechnet; die etlichen Jährlein, die er noch zu leben hoffte, schrumpften auf zwei zusammen, während deren sich dreimal ein kleiner Schlaganfall wiederholte, den er schon früher verspürt hatte. Als er daher einmal wieder meinte, seine Nerven seien überaus schwach, sagte er zu seinem Pflegsohn:

„Hansjörg," sagte er, „ich meine, es werde bald zu Ende gehen mit mir; ein Doktor kann mir nicht mehr helfen; ich habe zwar erst vor 14 Tagen das allerheiligste Sakrament empfangen und bin seitdem fast nie vom Bette herabgekommen — allein gut ist gut und besser ist besser, und ich möchte eben doch auch sterben, wie sich's für einen ordentlichen Christen gehört. Spann daher den Braunen ein und fahr zum Herrn Pfarrer hinüber ins Pfarrort, damit er mich auf den letzten Gang vorbereite."

Hansjörg folgte mit trauriger Miene den Anordnungen seines Pflegevaters, der ihn nochmal zurückrief, als er eben zur Thüre hinaus wollte:

„Kannst auch im Rückweg beim Rabenbauern vorbeifahren und ihm sagen, wie es mit mir steht. Zur Verone suche aber schon auf dem Hinweg zu kommen; sag' ihr, sie möchte herüberkommen zu mir, bis du wieder zurückkommst." Hansjörg fuhr fort, nachdem er vorher die Verone aufgesucht und zum Ehni beschieden hatte. Als das Mädchen eine Schürze anziehen wollte, bevor sie hinüber ginge zum Großvater, kam der Rabenbauer dazu und fragte, wohin es wolle. (Fortsetzung folgt.)

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Landwirthschaftliches.

Eine neue Art der Vermehrung durch Stecklinge hat Professor Delacroix zu Besancon erfunden. Sie besteht darin, daß die zu Stecklingen bestimmten Reißer ganz in die Erde gebracht werden, doch so, daß sie einen Bogen bilden, dessen Bauch nach Oben gerichtet ist, und auf der obersten, dicht unter der Erde befindlichen Stelle desselben ein Auge oder ein junger Trieb heraussteht. Es wurden etwa 100 Stecklinge von Aepfel, Birnen, Pflaumen, Aprikosen um das Ende Juni geschnitten, ein Beet gezogen, dessen Lage frei und sonnig, und da hinein die Stecklinge über das Beet gebogen und die beiden Enden in die Erde gesteckt, hierauf bedeckt und einigemal gut angegossen. Die meisten haben nicht lange darnach zu treiben begonnen.

Verschiedenes.

Der bekannte Chemiker Otto in Braunschweig warnt vor dem Gebrauche der grünen Rouleaux: „Jeder Quadratzoll derselben enthält Arsenik genug, um einen Menschen zu vergiften, und wenn ich die kahlen Stellen betrachte, welche durch Abbröckeln und Abreiben beim Aufziehen und Niederlassen und beim Abstäuben unvermeidlich an denselben entstehen, so kann ich nicht umhin, es unverantwortlich zu nennen, daß die Fabrikanten arsenikhaltige Farben zur Anfertigung der Rouleaux anwenden. Mag auch ein guter Theil der abgeriebenen Farbe aus den Fenstern geführt werden, ein Theil schlägt sich doch im Zimmer nieder, wird dann beim Gehen, durch Luftzug überhaupt, wieder aufgerührt und vergiftet die Atmosphäre. Ich behaupte nicht zu viel, wenn ich sage: Wer grüne Rouleaux in seinem Zimmer hat, lebt in einer arsenikalischen Atmosphäre. Leider kann sich nun der Mensch nicht an mineralische Gifte gewöhnen, wie an Tabak und andere Pflanzengifte, und es muß deßhalb der Arsenik unausgesetzt nachtheilig wirken. Man haßt im Allgemeinen das sogenannte Bevormunden durch die Behörden; wenn dieses aber überflüssig sein soll, so muß das Publikum sich selbst bevormunden. Ich hoffe und wünsche, daß nach der Veröffentlichung dieser Zeilen sich in Braunschweig Niemand ferner grüne Rouleaux anschaffen werde, sondern daß man die eben so schönen und unschädlichen blauen wählen werde, wenn man eine lebhafte Farbe zu haben wünscht." In der letzten Sitzung der Berliner Gesellschaft für wissenschaftliche Medizin wurde in Betracht der Arsenik-Vergiftung von Dr. Waldeck die Bemerkung zu Protokoll gegeben, daß mehrere Arbeiter in Folge des Einathmens von Arsenik-Dämpfen im Kroll'schen Etablissement zu Berlin erkrankt und 2 gestorben seien, was nicht wunderbar erscheinen könne, wenn man erwäge, daß in einem Pfund schweinfurter Grün 16 Loth Arsenik enthalten seien, und man daraus einen Anhalt gewinne, um die absolute Menge des zur Dekorirung des Kroll'schen Lokals verwandten Arseniks festzustellen.

Paris. Vor 18 Monaten kam ein Mensch, dessen Aeußeres die größte Noth verrieth, auf die Postverwaltung und flehte um einen Platz als Bureaubursche. Er hatte die Armee von Afrika verlassen und zeigte einen Abschied vor, auf dem keine schädliche Aussage, den Charakter des ehemaligen Soldaten betreffend, stand. Er wurde also als Bureaudiener angestellt und wegen seines fleißigen, bescheidenen Benehmens bald zum Unterbrigadier ernannt. Inzwischen meldeten die Blätter täglich Diebstähle von Geldbriefen auf der Post, welche Handel und Wandel störten. Die Polizei schickte ihre gewandtesten Agenten aus, allein die Entwendungen wurden so geschickt ausgeführt, daß alle Untersuchungen erfolglos blieben. Eines Tages fiel dem Unterbrigadier ein versiegelter Geldbrief aus der Tasche, was den Verdacht auf ihn lenkte. Er wurde sogleich einer Untersuchung unterzogen, aus der hervorgeht, daß der Bureaudiener L... in der Straße von Arcole unter dem Namen Marquis Grandsagne eine prachtvolle Wohnung gemiethet habe. Diese Wohnung war sehr geschmackvoll, jedes Zimmer anders möblirt; die Wände bedeckten Gemälde anerkannter Meister, und auf dem Kamin, den Consoles und Etageres konnte man die modernsten Statuetten und Figuren sehen. In dieser reichen Behausung wohnte eine schöne Dame, welche man die Vicomtesse nannte. Der Vicomte war nur Abends sichtbar, er kam stets sehr fein gekleidet und in offener Kalesche nach Hause gefahren. Der Vicomte hatte in der Chaussee d'Antin eine zweite, minder aristokratische Wohnung auf den Namen Petit-Mangin. Hier machte er seine Geschäfte ab, denn er negocirte Effekten und kaufte Immobilien. Vor Kurzem hatte er in der Nähe von Brest eine sehr schöne Besitzung gekauft, und man kann sich einen Begriff von der Beträchlichkeit der gestohlenen Summen machen, wenn man bedenkt, daß er Abschlagszahlungen von 100,000 Frkn. gemacht hatte. Um Zeit zu den andern Zahlungen zu gewinnen, berief sich Petit-Mangin auf den Vicomte Grandsagne, wo natürlich die Vicomtesse die besten Auskünfte ertheilte. Endlich hatte L. eine dritte, ganz anspruchslose Wohnung auf seinen wahren Namen. Der Vicomte, die Vicomtesse, welche ein Mädchen ganz gewöhnlicher Art ist, und deren Schwester befinden sich bereits in den Händen der Behörde.

In den Elyseeischen Feldern zu Paris hat man seit vielen Jahren einen alten blinden Clarinetbläser mit einem weißen Hund bemerkt, für den ein junges Mädchen, das er angenommen hatte, von den Vorbeigehenden eine milde Gabe einsammelte. Kürzlich unterbrach ein schwarzgekleideter Herr den blinden Musikanten in seinem Spiele und es entspann sich folgendes Gespräch zwischen ihnen: „Sie heißen Brique Touche?" „Ja mein Herr." „Sie sind Bettler?" „Ja mein Herr." „Und blind?" "Ja mein Herr," „Sie haben eine Pflegtochter?" "Ja mein Herr," „Und einen weißen Hund?" Ja mein Herr, „Sie hatten einen Freund auf der Brücke Tournelles?" „Er heißt Galimard," „Er hieß so, denn seit drei Tagen ist er auf dem Kirchhofe." Der Blinde stieß einen Schmerzenslaut aus und weinte. „Es ist richtig", fing der schwarze Herr an, „Sie sind Brique Touche. Galimard hat sie zum Universalerben eingesetzt. Er vermachte Ihnen seine Clarinette und ein Kästchen, das er vergraben hatte, darin befinden sich 80,000 Fr." Brique Touche war so sehr ergriffen, daß sich seine geschlossene Augen aufthaten, und er den Notar mit ein paar schwarzen Augensternen anglotzte. Er umarmte vor Freuden seinen Hund und das Mädchen, stieg mit dem Notar in einen Fiaker und holte seine Erbschaft. Sein Freund hatte seit 43 Jahren als Blinder auf der Brücke „Tournelle" Clarinette geblasen und bei sehr dürftiger Lebensweise die große Summe gesammelt. Beide Freunde sind nie blind gewesen. Das Testament ordnet an, daß die Pflegetochter des Erben, Mariane, nach ihm das ganze Vermögen bekommen soll.

Der Archivbewahrer Goudet zu Toulouse schreibt der Assemblee Nationale, daß die Wurzel der unter dem Namen Iris Germanica bekannten Pflanze ein unfehlbares Mittel gegen die Wasserscheu (Hundswuth) sei. Etwa 60 Grammen (nicht völlig 2 Unzen) der Wurzel müssen, nachdem sie gut gewaschen und geschält, sodann in Würfel geschnitten und in Schweinefett oder Butter gebacken oder geröstet worden sind, mit zwei oder drei Eiern vermischt und, jedoch ohne Salz, zu einer Omelette gemacht werden. Die Person oder das Thier, welche gebissen worden, haben drei Tage nach einander eine solche Omelette zu essen. Hr. Goudet führte Fälle an, wo Hunde und Menschen, die von tollen Hunden gebissen waren, durch dieses ihm von einem alten Mönche der früheren Abtei Grand Selve mitgetheilte Mittel völlig geheilt und von der Hundswuth bewahrt wurden.

Redigirt, Druck und Verlag von D. Pfisterer in Heidelberg.